



ARTHUR GOLDEN, 1957 in Tennessee geboren, studierte japanische Geschichte und verbrachte mehrere Jahre in Japan. Der Roman »Die Geisha« wurde durch die Begegnung mit einer alten Geisha, einer guten Freundin seiner Großmutter, inspiriert. Das Buch stand in zahlreichen Ländern monatelang auf der Bestsellerliste. Der Autor lebt mit seiner Familie in Brookline, Massachusetts.

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)  
und Facebook.

Arthur Golden

# Die Geisha

Roman

*Deutsch von Gisela Stege*



PENGUIN VERLAG

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel  
»Memoirs of a Geisha« bei Alfred A. Knopf, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Copyright © 1997 by Arthur Golden  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998 bei  
C. Bertelsmann Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
produktssicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlag: Sabine Kwauka  
Umschlagmotiv: shutterstock / Nikiparonak  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-328-10045-4

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)

*Für meine Frau Trudy  
und meine Kinder Hays  
und Tess*



## *Anmerkungen des Übersetzers*

An einem Abend im Frühling 1936, als ich ein Knabe von vierzehn Jahren war, nahm mich mein Vater zu einer Tanzvorstellung in Kyoto mit. Von diesem Ereignis sind mir nur noch zwei Dinge in Erinnerung: Erstens, daß wir die einzigen Europäer im Publikum waren – wir waren erst einige Wochen zuvor aus unserer Heimat in den Niederlanden herübergekommen, so daß ich mich noch nicht an die kulturelle Isolation gewöhnt hatte und sie sehr stark empfand –, und zweitens, wie sehr ich mich darüber freute, daß ich nach monatelangem intensiven Studium der japanischen Sprache endlich etwas von den Gesprächen rings um mich verstehen konnte. Was die jungen Japanerinnen betraf, die vor mir auf der Bühne tanzten, so habe ich nur noch eine verschwommene Erinnerung an leuchtend bunte Kimonos. Damals hätte ich mir nicht träumen lassen, daß eine von ihnen mir – in einer so großen räumlichen und zeitlichen Distanz wie New York fünfzig Jahre später – eine gute Freundin werden und mir ihre außergewöhnlichen Memoiren diktieren würde.

Als Historiker betrachte ich Memoiren als Quellenmaterial. Memoiren bieten Informationen – allerdings nicht so sehr über den Schreiber selbst als vielmehr über seine Welt. Sie unterscheiden sich von der Biographie insofern, als Memoiren natürlich niemals die Perspektive bieten können, die einer Biographie ganz von selbst zufällt. Eine Autobiographie – falls es so etwas denn wirklich gibt – gleicht dem, was uns ein Hase erzählen würde, sollte er beschreiben, wie er aussieht, wenn er durch eine Wiese hoppelt. Woher sollte er das schließlich wissen? Wenn wir dagegen etwas über die Wiese erfahren wollen, könnte uns niemand besser Auskunft geben als dieser Hase – solange wir uns darüber klar sind, daß dabei all jene Dinge fehlen werden, die der Hase aus seiner Position unmöglich beobachten konnte.

Ich behaupte dies mit der Gewißheit eines Akademikers, der

seine Karriere auf solch feinen Unterschieden aufgebaut hat. Dennoch muß ich gestehen, daß die Memoiren meiner lieben Freundin Nitta Sayuri mich dazu bewogen haben, meine Auffassung zu revidieren. O ja, sie klärt uns über die verborgene Welt auf, in der sie gelebt hat – die Wiese aus der Hasenperspektive, wenn Sie so wollen. Es könnte gut sein, daß es keine bessere Schilderung des seltsamen Lebens einer Geisha gibt als jene, die Sayuri liefert. Doch darüber hinaus hinterläßt sie uns eine Lebensbeschreibung, die weitaus vollständiger, weitaus präziser und weitaus spannender ist als das weitschweifige Kapitel in der Monographie *Glittering Jewels of Japan*, das ihrem Leben gewidmet ist, oder die verschiedenen Artikel über sie, die im Lauf der Jahre in Zeitschriften erschienen sind. Wie es scheint, hat zumindest im Fall dieser einen, höchst ungewöhnlichen Persönlichkeit kein Mensch die Memoirenschreiberin so gut gekannt wie die Memoirenschreiberin selbst.

Daß Sayuri so bekannt wurde, hatte sie weitgehend dem Zufall zu verdanken. Andere Frauen haben ähnliche Lebensläufe zu verzeichnen. Das Leben der berühmten Kato Yuki – einer Geisha, die das Herz George Morgans eroberte, eines Neffen von J. Pierpont, und während des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts seine Ehefrau-im-Exil wurde – war in mancher Hinsicht vielleicht noch außergewöhnlicher als das von Sayuri. Doch nur Sayuri hat ihre eigene Geschichte so vollständig dokumentiert. Lange war ich der Meinung gewesen, daß dies einem glücklichen Zufall zu verdanken sei. Wäre sie in Japan geblieben, wäre ihr Leben so ausgefüllt gewesen, daß an Memoiren überhaupt nicht zu denken gewesen wäre. Aber im Jahre 1956 sah sich Sayuri durch die Umstände gezwungen, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren. Während der restlichen dreißig Jahre ihres Lebens wohnte sie im Waldorf Towers in New York, wo sie sich im einunddreißigsten Stock im eleganten japanischen Stil einrichtete. Aber selbst da verlief ihr Leben auch weiterhin in rasendem Tempo. In ihrer Suite gingen japanische Künstler, Intellektuelle und Industrielle ein und aus, sogar Kabinettsminister und ein oder zwei Gangster. Im Jahre 1985 machte uns ein Freund miteinander bekannt. Als Japankenner war ich schon hier und da auf Sayuris Namen ge-



stoßen, wußte aber kaum etwas über sie. Unsere Freundschaft wuchs beständig, ebenso wie ihr Vertrauen zu mir. Eines Tages fragte ich sie, ob sie mir gestatten würde, ihre Geschichte zu erzählen.

»Nun, Jakob-san, sehr gern – solange Sie es sind, der sie aufschreibt«, antwortete sie.

So begannen wir mit unserer Aufgabe. Sayuri zog es vor, ihre Memoiren zu diktieren, statt sie selbst aufzuschreiben, denn, so erklärte sie mir, sie sei so an ein Gegenüber gewöhnt, daß sie kaum wüßte, wie sie zurechtkommen sollte, wenn niemand dabei sei, der ihr zuhöre. Ich stimmte zu, und so wurde mir das Manuskript im Verlauf von achtzehn Monaten diktiert. Nie fiel mir Sayuris Kyoto-Dialekt – in dem Geisha *geiko* heißt und Kimono mitunter *obebe* – stärker auf, als wenn ich mir den Kopf zerbrach, wie ich die feinen Nuancen in eine andere Sprache hinüberretten könnte. Doch von Anfang an verlor ich mich in ihrer Welt. Meist trafen wir uns abends, da Sayuris Geist aufgrund lebenslanger Gewohnheit um diese Zeit am lebhaftesten war. Normalerweise zog sie es vor, in ihrer Suite im Waldorf Towers zu arbeiten, von Zeit zu Zeit trafen wir uns auch im separaten Gastraum eines japanischen Restaurants in der Park Avenue, wo man sie gut kannte. Unsere Sitzungen dauerten gewöhnlich zwei bis drei Stunden. Obwohl wir jede Sitzung mit einem Kassettenrecorder aufzeichneten, war überdies noch ihre Sekretärin dabei, um alles mitzuschreiben, was diese auch gewissenhaft tat. Aber Sayuri sprach niemals für den Kassettenrecorder oder die Sekretärin, sie sprach immer nur für mich. Wenn sie nicht genau wußte, wo sie anknüpfen sollte, war ich es, der ihr weiterhalf. Ich betrachtete mich als das Fundament, auf dem das ganze Unternehmen ruhte, und war überzeugt, daß ihre Geschichte niemals erzählt worden wäre, hätte ich nicht ihr Vertrauen gewonnen. Inzwischen denke ich, daß es auch anders gewesen sein kann. Gewiß, Sayuri hatte mich zu ihrem Amanuensis erkoren, doch möglicherweise hatte sie nur darauf gewartet, daß der richtige Kandidat dafür auftauchte.

Womit wir bei der zentralen Frage wären: Warum wollte Sayuri, daß ihre Geschichte erzählt wurde? Für Geishas gab es zwar keine offizielle Schweigepflicht, doch ihre bloße Existenz

gründet auf der sehr japanischen Überzeugung, daß das, was vormittags im Büro vorgeht, und das, was sich abends hinter geschlossenen Türen abspielt, nichts miteinander zu tun hat und stets voneinander getrennt zu halten ist. Geishas erzählen einfach nicht in aller Öffentlichkeit von ihren Erlebnissen. Genau wie eine Prostituierte – ihr Gegenstück auf einem niedrigeren gesellschaftlichen Rang – sieht sich eine Geisha in der außergewöhnlichen Situation, genau zu wissen, ob diese oder jene Persönlichkeit des öffentlichen Lebens ihre Hose tatsächlich so anzieht wie alle anderen, nämlich ein Bein nach dem anderen. Vermutlich kommt es ihnen selbst zugute, daß diese bezaubernden Nachtfalter ihre Rolle als eine Art öffentlichen Vertrauensposten ansehen, doch wie dem auch sei, jede Geisha, die dieses Vertrauen mißbraucht, bringt sich in eine unhaltbare Position. Die Umstände, unter denen Sayuri ihre Geschichte erzählte, waren insofern ungewöhnlich, als damals in Japan niemand mehr Macht über sie hatte. Die Verbindungen zu ihrem Heimatland waren gelöst. Diese Tatsache erklärt uns vielleicht wenigstens zum Teil, warum sie sich nicht mehr zum Schweigen verpflichtet fühlte, erklärt uns aber immer noch nicht, warum sie sich zum Sprechen entschloß. Ich selbst wagte ihr diese Frage nicht zu stellen, denn was wäre, wenn sie ihre Skrupel hinsichtlich dieses Themas noch einmal überdachte und ihren Entschluß revidierte? Selbst als das Manuskript vollständig war, zögerte ich noch zu fragen. Erst als sie ihren Vorschuß vom Verlag erhalten hatte, hielt ich es für un gefährlich, die Sache anzusprechen. Warum wollte sie, daß ihr Leben dokumentiert wurde?

»Was soll ich dieser Tage sonst mit meiner Zeit anfangen?« lautete ihre Antwort.

Ob ihre Gründe wirklich so simpel waren, wie sie vorgab – das zu entscheiden überlasse ich den Lesern und Leserinnen.

Obwohl ihr sehr viel daran lag, ihre Biographie geschrieben zu sehen, stellte Sayuri mehrere Bedingungen. Das Manuskript sollte erst nach ihrem und dem Tod mehrerer Männer veröffentlicht werden, die eine wichtige Rolle in ihrem Leben gespielt hatten. Wie sich herausstellte, starben sie alle vor ihr. Es war Sayuri überaus wichtig, daß niemand durch ihre Enthüllungen in Ver-

legenheit gebracht wurde. Wann immer möglich, habe ich die Namen unverändert gelassen, obwohl Sayuri die Identität gewisser Herren sogar vor mir verbarg, indem sie sich an den unter Geishas weitverbreiteten Brauch hielt, ihren Kunden Beinamen zu geben. Der Leser, dem eine Person wie Herr Schneegeriesel begegnet – dessen Spitzname von seinen Kopfschuppen herührt – und der glaubt, Sayuri wolle nur unterhalten, mißverstet möglicherweise ihre wahre Absicht.

Als ich Sayuri um Erlaubnis bat, einen Kassettenrecorder zu benutzen, verstand ich das anfangs nur als Schutz gegen eventuelle Übertragungsfehler seitens der Sekretärin. Seit ihrem Tod im vergangenen Jahr frage ich mich allerdings, ob ich dafür nicht auch noch einen anderen Grund gehabt hatte, ob ich nicht ebenfalls ihre Stimme, die eine Ausdrucksfähigkeit besaß, wie ich sie kaum jemals erlebt habe, hatte konservieren wollen. Gewöhnlich sprach sie in sanftem Ton, wie man es von einer Frau, die es sich zum Beruf gemacht hat, Männer zu unterhalten, vermutlich erwarten kann. Doch wenn sie eine Szene für mich zum Leben erwecken wollte, verstand sie es, mir das Gefühl zu vermitteln, es befänden sich sechs bis acht Personen im Zimmer. Manchmal spiele ich abends in meinem Arbeitszimmer noch immer die Kassetten ab, und es fällt mir sehr schwer zu glauben, daß sie nicht mehr am Leben ist.

Jakob Haarhuis  
Arnold Rusoff  
Professor of Japanese History  
New York University



Mal angenommen, Sie und ich säßen in einem stillen Raum mit Blick auf einen Garten, tranken grünen Tee, plauderten über lang vergangene Zeiten, und ich sagte zu Ihnen: »Der Nachmittag, an dem ich den-und-den kennenlernte... das war der beste Nachmittag in meinem Leben, und zugleich der schlimmste.« Vermutlich würden Sie Ihre Teetasse absetzen und fragen: »Also, was denn nun? War es der beste oder der schlimmste? Beides auf einmal ist ja wohl kaum möglich!« Normalerweise hätte ich dann über mich selbst lachen und Ihnen beipflichten müssen. Doch der Nachmittag, an dem ich Herrn Tanaka Ichiro kennenlernte, war tatsächlich der beste und zugleich der schlimmste meines Lebens. Er wirkte so faszinierend auf mich, und sogar der Fischgeruch an seinen Händen kam mir wie Parfüm vor. Hätte ich ihn nicht kennengelernt, wäre ich bestimmt keine Geisha geworden.

Es war mir nicht von Geburt bestimmt, Geisha in Kyoto zu werden. Nicht einmal geboren bin ich in Kyoto. Ich bin die Tochter eines Fischers aus einem Dorf namens Yoroido am Japanischen Meer. In meinem ganzen Leben habe ich nicht mal einer Handvoll Menschen irgend etwas von Yoroido erzählt, oder von dem Haus, in dem ich aufgewachsen bin, oder von meinen Eltern, oder von meiner älteren Schwester, und ganz gewiß nicht davon, wie ich Geisha wurde und wie es war, eine zu sein. Die meisten Leute würden die Vorstellung vorziehen, daß meine Mutter und meine Großmutter Geishas gewesen wären, daß ich mit dem Tanztraining begann, als ich kaum abgestillt worden war, und so weiter. Vor vielen Jahren schenkte ich einmal einem Mann Sake ein, als dieser ganz nebenbei erwähnte, er sei erst in der vorangegangenen Woche in Yoroido gewesen. Nun ja, ich kam mir vor wie ein Vogel, der einen ganzen Ozean überflogen hat, um auf der anderen Seite ein Wesen zu treffen, das sein Nest kennt. Ich war so erschrocken, daß ich unwillkürlich sagte:

»Yoroido! Aber da bin ich ja aufgewachsen!«

Der arme Mann! Sein Gesicht machte eine ganze Skala von Verwandlungen durch. Er gab sich die größte Mühe zu lächeln, doch es gelang ihm nicht besonders gut, weil er den Schock nicht aus seiner Miene verbannen konnte.

»Yoroido?« fragte er. »Das kann doch nicht dein Ernst sein!«

Ich hatte mir schon lange ein stereotypes Lächeln angewöhnt, das ich als mein »No-Lächeln« bezeichne, weil es einer No-Maske ähnelt, deren Gesichtszüge zu Eis erstarrt sind. Der Vorteil dieses Lächelns ist, daß die Männer hineinlesen können, was sie wollen – Sie können sich sicher vorstellen, welch gute Dienste es mir schon geleistet hat. Auch in jenem Moment entschloß ich mich, darauf zurückzugreifen, und es funktionierte natürlich. Er stieß den Atem aus, kippte die Tasse Sake, die ich ihm eingeschenkt hatte, und brach in ein enormes Gelächter aus, das wohl, wie ich meinte, seiner Erleichterung entsprang.

»Allein schon die Vorstellung!« keuchte er in einem weiteren Lachanfall. »Du – in einem Kaff wie Yoroido aufgewachsen! Das wäre, als wollte man in einem Nachttopf Tee aufbrühen!« Nachdem er abermals gelacht hatte, sagte er zu mir: »Deswegen macht es so großen Spaß, mit dir zusammenzusein, Sayuri-san. Manchmal bringst du es tatsächlich so weit, daß ich glaube, deine kleinen Scherze seien Ernst.«

Ich halte nicht viel davon, mich als Tee zu sehen, der in einem Nachttopf aufgebrüht wurde, aber vermutlich trifft der Vergleich irgendwie zu. Schließlich bin ich in Yoroido aufgewachsen, und bestimmt würde kein Mensch behaupten wollen, das sei eine besonders vornehme Ortschaft. Von Fremden wird sie so gut wie nie besucht. Und was die Menschen betrifft, die dort leben, so haben sie kaum einen Grund, das Dorf zu verlassen. Nun fragen Sie sich vermutlich, wie es kam, daß ich es dennoch verlassen habe. Und damit fängt meine Geschichte an.

In unserem kleinen Fischerdorf Yoroido lebte ich in einer Hütte, die ich als »beschwipstes Haus« bezeichnete. Sie stand dicht an einer Klippe, wo ständig der Wind landeinwärts pfiff. Als Kind schien es mir, als wäre das Meer schrecklich erkältet, da es be-

ständig ächzte und keuchte und zuweilen einen kräftigen Nieser losließ, das heißt einen Windstoß mit einem dicken Schwall Gischt. In meiner Vorstellung war unsere winzige Hütte tief gekränkt, weil das Meer ihr immer wieder ins Gesicht nieste, und hatte sich, um dem zu entgehen, soweit wie möglich zurückgelehnt. Vermutlich wäre sie zusammengebrochen, wenn mein Vater nicht einen Balken von einem gestrandeten Fischerboot geholt hätte, um damit das Dach zu stützen – woraufhin unser Haus einem beschwipsten alten Mann glich, der sich auf seine Krücke stützt.

In diesem beschwipsten Haus führte ich so etwas wie ein windschiefes Leben, denn von frühester Kindheit an sah ich meiner Mutter sehr ähnlich, meinem Vater und meiner älteren Schwester hingegen fast gar nicht. Meine Mutter sagte, das komme daher, daß wir genau gleich gemacht seien, sie und ich – und das traf zu, denn wir hatten beide die gleichen seltsamen Augen, wie man sie sonst in Japan fast nirgendwo sieht. Statt dunkelbraun wie die aller anderen waren die Augen meiner Mutter von einem durchsichtigen Grau, und die meinen sehen genauso aus. Als ich noch sehr klein war, erzählte ich meiner Mutter, daß ich glaubte, jemand hätte ihr ein Loch in die Augen gebohrt und die ganze Tinte sei herausgeflossen. Sie hielt das für ziemlich komisch. Die Wahrsager behaupteten, ihre Augen seien so hell, weil ihre Persönlichkeit zuviel Wasser enthalte, so viel, daß für die anderen vier Elemente so gut wie gar kein Platz mehr übrig sei – und deswegen, meinten sie, paßten auch ihre Gesichtszüge so schlecht zusammen. Die Leute im Dorf sagten oft, sie hätte eigentlich sehr attraktiv sein müssen, weil ihre Eltern attraktiv gewesen waren. Nun, ein Pfirsich schmeckt ganz wunderbar, und ein Pilz auch, aber man kann die beiden nicht zusammen essen – und genau diesen gemeinen Streich hatte ihr die Natur gespielt. Sie besaß den kleinen Schmollmund ihrer Mutter, aber das kantige Kinn ihres Vaters, was an ein zierliches Bild in einem viel zu schweren Rahmen denken ließ. Und ihre schönen grauen Augen waren von dicken Wimpern umrahmt, die bei ihrem Vater eindrucksvoll gewirkt haben mußten, ihr jedoch einen ständig erschrockenen Gesichtsausdruck verliehen.

Meine Mutter sagte immer, sie habe meinen Vater geheiratet, weil sie zuviel Wasser in ihrer Persönlichkeit habe und er zuviel Holz. Menschen, die meinen Vater kannten, begriffen sofort, wovon sie sprach. Wasser fließt schnell von einem Ort zum anderen und findet immer einen Spalt, durch den es sickern kann. Holz dagegen ist fest in der Erde verankert. Im Fall meines Vaters war das auch gut so, denn er war Fischer, und ein Mann mit Holz in der Persönlichkeit fühlt sich auf dem Wasser wohl. Tatsächlich fühlte sich mein Vater auf dem Meer wohler als anderswo und entfernte sich nie weit von ihm. Selbst wenn er gebadet hatte, roch er nach Meer. Wenn er nicht fischen ging, saß er an dem kleinen Tisch in unserem dunklen Vorderzimmer und flickte Fischernetze. Wenn ein Fischernetz ein schlafendes Wesen wäre, hätte er es bei seinem Arbeitstempo nicht mal geweckt. Er machte alles so gemächlich. Selbst wenn er konzentriert dreinblicken wollte, konnte man hinauslaufen, das Bad ablassen und zurückkehren, ehe er seine Gesichtszüge entsprechend geordnet hatte. Sein Gesicht war von sehr tiefen Falten durchzogen, und in jeder Falte hielt er die eine oder andere Sorge verborgen, so daß es gar nicht mehr wie sein Gesicht aussah, sondern eher einem Baum glich, in dessen Ästen überall Vogelnester hängen. Mit diesem Gesicht fertig zu werden war ein ständiger Kampf, und man sah ihm die Anstrengung an.

Als ich sechs oder sieben war, erfuhr ich etwas Neues über meinen Vater. Eines Tages fragte ich ihn: »Papa, warum bist du so alt?« Daraufhin zog er die Brauen hoch, so daß sie kleine Schirme über seinen Augen bildeten. Er stieß einen langen Seufzer aus, schüttelte den Kopf und antwortete: »Ich weiß es nicht.« Als ich mich an meine Mutter wandte, warf sie mir einen Blick zu, der bedeutete, daß sie mir die Frage ein andermal beantworten werde. Am folgenden Tag führte sie mich, ohne ein Wort zu sagen, den Hügel hinab zum Dorf und bog in einen Pfad ein, der zu einem Friedhof im Wald führte. Sie zeigte mir drei Gräber in einer Ecke, mit drei weißen Holztafeln, die mich um einiges überragten. Sie waren von oben bis unten mit streng wirkenden schwarzen Schriftzeichen bedeckt, aber ich hatte die Schule in unserem kleinen Dorf nicht lange genug besucht, um zu erkennen, wo das eine



endete und das andere begann. Meine Mutter zeigte auf eine Tafel und sagte: »Natsu, Ehefrau von Sakamoto Minoru.« Sakamoto Minoru hieß mein Vater. »Gestorben im Alter von vierundzwanzig Jahren im neunzehnten Regierungsjahr des Meiji.« Dann zeigte sie auf die nächste. »Jinichiro, Sohn von Sakamoto Minoru, gestorben im Alter von sechs Jahren im neunzehnten Regierungsjahr des Meiji.« Und auf die nächste, deren Text genauso lautete, bis auf den Namen, Masao, und das Alter, drei Jahre. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, daß mein Vater vor langer Zeit schon einmal verheiratet gewesen und seine ganze Familie gestorben war. Kurze Zeit darauf kehrte ich noch einmal zu diesen Gräbern zurück, und als ich dort stand, mußte ich feststellen, daß Trauer eine sehr schwere Bürde war. Mein Körper wog doppelt soviel wie einen Moment zuvor, fast so, als zögen die Gräber mich zu sich herab.

Bei soviel Wasser und soviel Holz hätten die beiden zu einem schönen Gleichgewicht kommen und Kinder mit der angemessenen Verteilung von Elementen produzieren müssen. Bestimmt waren sie sehr überrascht, als sie letztendlich von jedem eins bekamen. Denn es war nicht nur so, daß ich meiner Mutter glich und sogar ihre auffallenden Augen geerbt hatte, nein, meine Schwester Satsu war meinem Vater so ähnlich, wie ein Mensch es nur sein kann. Satsu war sechs Jahre älter als ich, und da sie älter war, konnte sie natürlich Dinge tun, die ich nicht tun konnte. Aber erstaunlicherweise wirkte alles, was Satsu tat, als geschähe es aus reinem Zufall. Wenn man sie zum Beispiel bat, aus einem Topf auf dem Herd eine Schale mit Suppe zu füllen, tat sie das, aber auf eine Art, die es aussehen ließ, als hätte sie die Suppe mit sehr viel Glück in die Schale praktiziert. Einmal schnitt sie sich sogar an einem Fisch, und damit meine ich nicht das Messer, das sie benutzte, um den Fisch zu schuppen. Sie kam mit einem in Papier gewickelten Fisch den Hügel vom Dorf herauf, als der Fisch herausrutschte und so gegen ihr Bein schlug, daß sie sich an einer der Flossen schnitt.

Unsere Eltern hätten außer Satsu und mir vielleicht noch andere Kinder bekommen, vor allem, da sich mein Vater einen Sohn wünschte, der mit ihm fischen gehen könnte. Doch als ich

sieben war, erkrankte meine Mutter schwer an einem Leiden, das vermutlich Knochenkrebs war, obwohl man damals noch keine Ahnung hatte, was mit ihr los war. Erleichterung fand sie nur, wenn sie schlief, und das tat sie allmählich fast so wie eine Katze, also mehr oder weniger ununterbrochen. Im Lauf der Monate verschlief sie immer mehr von ihrer Zeit, und sobald sie aufwachte, begann sie zu stöhnen. Ich wußte, daß sich irgend etwas in ihr rasend schnell veränderte, aber weil sie soviel Wasser in ihrer Persönlichkeit hatte, schien mir das nicht sehr besorgniserregend zu sein. Manchmal magerte sie innerhalb weniger Monate ab, nahm aber ebenso schnell wieder zu. Doch als ich neun geworden war, begannen sich die Knochen in ihrem Gesicht immer mehr abzuzeichnen, und von da an gewann sie nie wieder ihr altes Gewicht zurück. Mir war nicht klar, daß die Krankheit das ganze Wasser aus ihrer Persönlichkeit sog. Genau wie Seetang, der von Natur aus naß ist, beim Austrocknen brüchig wird, verlor meine Mutter immer mehr von ihrer Substanz.

Als ich dann eines Nachmittags auf dem unebenen Boden in unserem dunklen Vorderzimmer saß und einer Grille, die ich am Morgen gefunden hatte, etwas vorsang, ertönte an der Haustür eine Stimme.

»Oi! Aufmachen! Hier ist Dr. Miura!«

Dr. Miura kam einmal pro Woche in unser Fischerdorf, und seit der Erkrankung unserer Mutter hatte er es sich angewöhnt, den Hügel heraufzukommen, um nach ihr zu sehen. Mein Vater war an jenem Tag zu Hause, weil sich ein furchtbares Gewitter zusammenbraute. Er saß an seinem gewohnten Platz am Tisch und hatte seine großen, spinnenartigen Hände tief in einem Fischernetz vergraben. Jetzt hielt er einen Augenblick inne, um mich anzusehen und einen Finger zu heben. Das bedeutete, daß ich die Tür öffnen sollte.

Dr. Miura war ein äußerst wichtiger Mann – jedenfalls glaubten wir das in unserem Dorf. Er hatte in Tokyo studiert, und man erzählte sich, daß er mehr chinesische Schriftzeichen kannte als jeder andere. Er war viel zu stolz, um von einem Geschöpf wie mir Notiz zu nehmen. Als ich die Tür öffnete, schlüpfte er aus seinen Schuhen und ging wortlos an mir vorbei ins Haus.

»Also wirklich, Sakamoto-san«, sagte er zu meinem Vater, »ich wünschte, ich hätte es so gut wie Sie, den ganzen Tag draußen auf dem Meer beim Fischen! Wie wundervoll! Und bei schlechtem Wetter ruhen Sie sich dann aus. Wie ich sehe, schläft Ihre Frau immer noch«, fuhr er fort. »Wie schade. Ich dachte, ich könnte sie untersuchen.«

»Ach?« sagte mein Vater.

»Ich kann nächste Woche nicht kommen. Würden Sie sie vielleicht für mich wecken?«

Es dauerte eine Weile, bis mein Vater seine Hände aus dem Netz befreit hatte, aber schließlich erhob er sich doch noch vom Tisch.

»Chiyo-chan«, wandte er sich an mich, »bring dem Doktor eine Tasse Tee.«

Damals hieß ich Chiyo. Meinen Geisha-Namen Sayuri bekam ich erst viele Jahre später.

Mein Vater ging mit dem Arzt ins andere Zimmer, wo meine Mutter schlief. Ich versuchte an der Tür zu lauschen, hörte jedoch nur meine Mutter stöhnen und nichts von dem, was gesagt wurde. Ich brühte den Tee auf, und bald darauf kam der Doktor zurück. Er rieb sich die Hände und machte ein sehr ernstes Gesicht. Er und mein Vater setzten sich an den Tisch.

»Es wird Zeit, daß ich mit Ihnen spreche, Sakamoto-san«, begann Dr. Miura. »Sie müssen unbedingt mit einer der Frauen im Dorf reden, vielleicht mit Frau Sugi. Bitten Sie sie, für Ihre Frau ein schönes neues Nachthemd zu nähen.«

»Dazu fehlt mir das Geld, Doktor«, sagte mein Vater.

»Wir sind in letzter Zeit alle ärmer geworden. Ich verstehe, was Sie sagen wollen. Aber Sie sind es Ihrer Frau schuldig. Sie sollte nicht in dem zerrissenen Hemd sterben, das sie jetzt trägt.«

»Dann wird sie also bald sterben?«

»Sie hat vielleicht noch ein paar Wochen. Sie leidet furchtbare Schmerzen. Der Tod wird eine Erlösung für sie sein.«

Von da an konnte ich nichts mehr hören, denn ich hatte ein Geräusch wie von den Flügeln eines in panischer Angst flatternden Vogels in den Ohren. Vielleicht war das ja mein Herz. Ich weiß es nicht. Aber wenn Sie jemals einen Vogel beobachtet haben, der in

der großen Halle eines Tempels gefangen ist und den Weg nach draußen sucht – na ja, so ähnlich reagierte damals mein Verstand. Es war mir nie in den Sinn gekommen, daß meine Mutter nicht einfach weiterhin krank sein würde. Ich will nicht sagen, daß ich mich niemals gefragt habe, was wohl geschähe, wenn sie starb – das habe ich mich des öfteren gefragt, genau wie ich mich gefragt habe, was wohl geschähe, wenn unser Haus von einem Erdbeben verschluckt würde, und es kam auch das gleiche heraus: Nach einem solchen Ereignis konnte es kein Weiterleben geben.

»Ich dachte, ich würde zuerst sterben«, sagte mein Vater.

»Sie sind ein alter Mann, Sakamoto-san, aber bei guter Gesundheit. Sie haben möglicherweise noch vier oder fünf Jahre. Ich werde Ihnen noch ein paar von den Pillen für Ihre Frau dalassen. Falls nötig, können Sie ihr jeweils zwei davon geben.«

Eine Weile unterhielten sie sich noch über die Pillen, dann verabschiedete sich Dr. Miura. Mein Vater saß noch lange schweigend da, mit dem Rücken zu mir. Er trug kein Hemd, nur seine schlaff herabhängende Haut. Je länger ich ihn betrachtete, desto stärker kam er mir vor wie eine seltsame Sammlung von Formen und Strukturen. Seine Wirbelsäule war ein Pfad aus Buckeln. Sein Kopf mit den bräunlich verfärbten Flecken hätte eine angeschlagene Frucht sein können. Seine Arme waren in altes Leder gewickelte Stecken, die von zwei Buckeln herabhingen. Wenn meine Mutter starb – wie konnte ich weiter mit ihm zusammenleben? Ich wollte nicht von ihm weg, aber ob er nun da war oder nicht, nach dem Tod meiner Mutter würde das Haus auf jeden Fall leer wirken.

Schließlich flüsterte mein Vater meinen Namen. Ich ging hinüber und kniete mich neben ihn.

»Etwas sehr Wichtiges«, sagte er.

Sein Gesicht wirkte viel schwerer als sonst. Er rollte die Augen, als hätte er die Kontrolle über sie verloren. Ich dachte, er mühe sich ab, um mir zu sagen, daß meine Mutter bald sterben werde, aber er meinte nur:

»Geh ins Dorf hinunter und hol mir Weihrauch für den Altar.«

Unser winziger buddhistischer Altar stand auf einer alten Kiste neben der Küchentür und war das einzig Wertvolle in unserem be-

schwipsten Haus. Vor der groben Skulptur von Amida, dem Buddha des westlichen Paradieses, standen winzige schwarze Totentafeln mit den Buddhistennamen unserer Ahnen.

»Aber, Vater – war da nicht noch etwas?«

Er machte eine Handbewegung, die mir befahl, endlich zu gehen.

Der Pfad von unserem beschwipsten Haus folgte dem Klippenrand, bevor er vom Meer landeinwärts in Richtung Dorf abbog. Ihn an einem Tag wie diesem zu benutzen war schwierig, doch ich erinnere mich, wie dankbar ich war, daß der heftige Wind meine Gedanken von den Dingen ablenkte, die mich bedrückten. Das Meer war aufgewühlt. Die Wellen sahen aus wie zu Klingen geschliffene Steine, scharf genug, um zu verletzen. Mir schien, die ganze Welt leide an den gleichen Gefühlen wie ich. War das Leben nichts weiter als ein Sturm, der ständig alles davonfegte, was gerade noch dagewesen war, und nichts als etwas Dürres und Unerkennbares hinterließ? Derartige Gedanken waren mir bis dahin noch nie gekommen. Um ihnen zu entfliehen, rannte ich den Pfad hinab, bis unter mir das Dorf auftauchte. Yoroido war eine winzige Ansiedlung an einer kleinen Bucht. Normalerweise war das Wasser mit Fischerbooten gesprenkelt, heute aber konnte ich nur ein paar Kähne auf dem Heimweg entdecken. Wie immer sahen sie für mich aus wie Wasserkäfer, die über die Oberfläche hasten. Das Unwetter kam jetzt mit voller Wucht. Ich hörte sein Brüllen, und die Wolken vor mir waren so schwarz wie Holzkohle. Die Fischer in der Bucht verschwammen vor meinen Augen, als sie in einen Regenvorhang hineinfuhren, und waren gleich darauf ganz verschwunden. Ich sah, wie das Gewitter den Hang emporklomm und sich mir näherte. Nach den ersten schweren Tropfen, die mich wie Wachteileier trafen, war ich innerhalb von Sekunden so naß, als wäre ich ins Meer gefallen.

Yoroido hatte nur eine Straße, die direkt vor die Tore der Fischfabrik führte und von einer Anzahl Häuser gesäumt war, deren Vorderzimmer als Läden benutzt wurden. Ich lief über die Straße zum Okada-Haus hinüber, wo Textilien verkauft wurden, aber dann stieß mir etwas zu – etwas Triviales, das, wie so oft, gewal-

tige Folgen hatte, etwa so, wie wenn man den Halt verliert und vor einen fahrenden Zug fällt. Da der Regen die unbefestigte Straße schlüpfrig gemacht hatte, geriet ich ins Rutschen und fiel hin. Dabei schlug ich mit einer Gesichtshälfte auf den Boden. Vermutlich war ich davon kurzfristig bewußtlos geworden, denn ich erinnere mich nur noch an eine Art Benommenheit und das Gefühl, etwas im Mund zu haben, das ich gern ausgespien hätte. Was dann geschah, nahm ich nur verschwommen wahr. Ich hörte Stimmen und fühlte, wie ich auf den Rücken gedreht wurde, dann wurde ich aufgehoben und getragen. Daß sie mich in die Fischfabrik brachten, erkannte ich an dem Geruch um mich herum. Ich hörte ein klatschendes Geräusch, als sie eine Ladung Fisch von den Holztischen auf den Boden schoben. Dann legten sie mich auf die schleimige Fläche. Ich wußte, daß ich naß, blutverschmiert und schmutzig war, daß ich Bauernkleider und keine Schuhe trug. Was ich nicht wußte, war, daß dies der Augenblick sein sollte, der alles für mich veränderte. Denn in diesem Zustand blickte ich ins Gesicht von Herrn Tanaka Ichiro.

Ich hatte Herrn Tanaka schon oft in unserem Dorf gesehen. Er wohnte in einem weit größeren Dorf in der Nähe, kam aber tagtäglich herüber, denn die Fischfabrik gehörte seiner Familie. Er trug keine Bauernkleider wie die Fischer, sondern einen Herrenkimono und eine Kimonohose, womit er aussah wie ein Samurai. Seine Haut war glatt und straff wie ein Trommelfell, seine Wangenknochen waren glänzende Hügelchen und glichen der knusprigen Haut eines gegrillten Fisches. Ich hatte ihn schon immer faszinierend gefunden. Wenn ich auf der Straße mit den anderen Kindern das Bohnensäckchen hin und her warf und Herr Tanaka zufällig aus seiner Fischfabrik kam, hielt ich jedesmal mit allem, was ich gerade tat, inne, um ihn genau zu beobachten.

Während ich da auf dem schleimigen Tisch lag, untersuchte Herr Tanaka meine Lippe, zog sie mit den Fingern herunter und drehte meinen Kopf hierhin und dorthin. Plötzlich entdeckte er meine grauen Augen, die so fasziniert auf ihn gerichtet waren, daß ich nie hätte bestreiten können, ihn angestarrt zu haben. Er grinste mich nicht hämisch an, wie um zu sagen, ich sei ein unverschämtes Kind, und er wandte auch nicht den Blick ab, als

spielte es keine Rolle, daß ich ihn anstarrte oder was ich von ihm dachte. Wir sahen einander lange an – so lange, daß es mir dort, in der stickigen Luft der Fischfabrik, eiskalt über den Rücken lief.

»Ich kenne dich«, sagte er schließlich. »Du bist die Kleine vom alten Sakamoto.«

Selbst als Kind konnte ich erkennen, daß Herr Tanaka die Welt um sich herum so sah, wie sie wirklich war. Nie entdeckte ich an ihm den abwesenden Ausdruck meines Vaters. Für mich war es, als sähe er den Saft aus den Stämmen der Kiefern laufen und den hellen Kreis am Himmel, wo sich die Sonne hinter den Wolken versteckte. Er lebte ganz in der realen, greifbaren Welt, auch wenn es ihm dort nicht immer gefiel. Ich wußte, daß er die Bäume wahrnahm, den Schlamm und die anderen Kinder auf der Straße, aber ich hatte keinen Grund zu der Annahme, daß er jemals von mir Notiz genommen hätte.

Vielleicht stiegen mir deshalb heiße Tränen in die Augen, als er mich ansprach.

Herr Tanaka richtete mich zum Sitzen auf. Ich dachte, er werde mir befehlen zu gehen, statt dessen sagte er jedoch: »Versuch mal, möglichst kein Blut zu schlucken, Kleine. Sonst kriegst du einen Stein im Magen. An deiner Stelle würde ich es auf den Boden spucken.«

»Das Blut eines Mädchens, Herr Tanaka?« fragte ihn einer der Männer. »Hier, wo sie den Fisch hinbringen?«

Fischer sind nämlich überaus abergläubisch. Vor allem mögen sie es nicht, daß Frauen irgend etwas mit dem Fischfang zu tun haben. Ein Mann aus unserem Dorf, Herr Yamamura, fand seine Tochter eines Morgens, wie sie in seinem Boot spielte. Er schlug sie mit dem Stock und reinigte dann sein Boot mit Sake und so starker Lauge, daß sie ganze Farbstreifen aus dem Holz herausbleichte. Aber selbst das genügte ihm nicht, er ließ auch noch einen Shinto-Priester kommen, damit er das Boot segne. Und all das nur, weil seine Tochter dort spielte, wo Fische gefangen wurden. Und hier machte Herr Tanaka nun den Vorschlag, ich solle mein Blut auf den Boden des Raumes spucken, in dem die Fische gesäubert wurden!

»Wenn ihr befürchtet, ihr Speichel könnte ein paar von den

Fischinnereien davonspülen«, sagte Herr Tanaka, »nehmt sie doch einfach mit nach Hause. Ich habe noch jede Menge davon.«

»Es geht nicht um die Innereien, Herr.«

»Ich möchte annehmen, daß ihr Blut das Sauberste ist, was diesen Boden seit unserer Geburt berührt hat. Nur zu«, sagte Herr Tanaka, diesmal zu mir. »Spuck's aus!«

Da saß ich nun auf diesem schleimigen Tisch und wußte nicht, was tun. Herrn Tanaka einfach nicht zu gehorchen hielt ich für unmöglich, aber ich weiß nicht, ob ich den Mut gefunden hätte, auszuspucken, wenn nicht einer der Männer sich das Nasenloch mit einem Finger zugehalten und sich auf den Boden geschneuzt hätte. Nachdem ich das gesehen hatte, konnte ich nichts auch nur eine Sekunde länger im Mund behalten und spie das Blut aus, wie Herr Tanaka mir geraten hatte. Alle Männer verließen angewidert den Raum – bis auf Herrn Tanakas Assistent Sugi. Herr Tanaka befahl ihm, Dr. Miura zu holen.

»Ich weiß nicht, wo ich ihn suchen soll«, behauptete Sugi, aber ich glaube, im Grunde meinte er damit, daß er keine Lust hatte, mir zu helfen.

Ich erklärte Herrn Tanaka, der Doktor habe unser Haus vor wenigen Minuten verlassen.

»Wo liegt euer Haus?« erkundigte sich Herr Tanaka.

»Es ist das kleine, beschwipste Haus oben auf der Klippe.«

»Was meinst du mit ›beschwipstes Haus‹?«

»Das Haus, das sich zur Seite neigt, als hätte es ein bißchen zuviel getrunken.«

Herr Tanaka schien nicht zu wissen, was er davon halten sollte. »Nun, Sugi, du gehst jetzt einfach hinauf zu Sakamotos beschwipstem Haus und suchst dort nach Dr. Miura. Du wirst ihn sicher mühelos finden. Geh einfach den Schreien seiner Patienten nach, wenn er sie untersucht, dann wirst du ihn schon finden.«

Ich dachte, nachdem Herr Tanaka Sugi fortgeschickt hatte, würde er wieder an seine Arbeit gehen, doch statt dessen blieb er noch lange am Tisch stehen und sah mich an. Ich spürte, wie mein Gesicht zu brennen begann. Schließlich sagte er etwas, was ich für außerordentlich clever hielt.



»Du hast eine Aubergine im Gesicht, kleine Tochter von Sakamoto.«

Er ging zu einer Schublade, holte einen kleinen Spiegel heraus und zeigte ihn mir. Meine Lippe war genau wie er gesagt hatte, dick angeschwollen und blutrot.

»Was ich jedoch wirklich wissen möchte«, sagte er zu mir, »das ist, woher du diese außergewöhnlichen Augen hast und warum du deinem Vater nicht mehr ähnelst.«

»Die Augen hab' ich von meiner Mutter«, antwortete ich. »Aber was meinen Vater betrifft, der ist so verrunzelt, daß ich gar nicht weiß, wie er wirklich aussieht.«

»Eines Tages wirst du auch verrunzelt sein.«

»Aber ein paar von den Runzeln sind so, wie er eigentlich aussieht«, behauptete ich. »Sein Hinterkopf ist genauso alt wie sein Gesicht, doch der ist so glatt wie ein Ei.«

»Es ist nicht sehr respektvoll, so etwas von seinem Vater zu sagen«, ermahnte mich Herr Tanaka. »Aber ich glaube, du hast recht.«

Dann jedoch sagte er etwas, was mich so rot werden ließ, daß meine Lippen dagegen mit Sicherheit blaß wirkten.

»Wie kommt es nur, daß ein verrunzelter alter Mann mit einem Kopf wie ein Ei eine so wunderschöne Tochter hat?«

In all den Jahren, die seither vergangen sind, hat man mich viele Male als schön bezeichnet. Obwohl Geishas natürlich immer schön genannt werden, auch jene, die alles andere als gut aussehen. Aber als Herr Tanaka das zu mir sagte, bevor ich von Geishas überhaupt gehört hatte, konnte ich fast glauben, daß es stimmte.

Nachdem Dr. Miura meine Lippe versorgt und ich den Weihrauch für meinen Vater geholt hatte, kehrte ich in einem so hochgradig erregten Zustand nach Hause zurück, daß ich glaube, selbst wenn ich ein Ameisenhügel gewesen wäre, hätte nicht mehr Aufruhr in mir herrschen können. Mir wäre wohler gewesen, wenn mich meine Gefühle alle in dieselbe Richtung gezogen hätten, aber so einfach war das nicht. Ich war umhergewirbelt worden wie ein Papierfetzen im Wind. Irgendwo zwischen den Ge-

danken an meine Mutter und über die Schmerzen in meiner Lippe hinaus nistete ein angenehmer Gedanke, den ich immer wieder ans Licht zu fördern versuchte. Er galt Herrn Tanaka. Auf den Klippen blieb ich stehen und blickte aufs Meer hinaus, wo die Wogen selbst nach dem Unwetter noch aussahen wie geschliffene Steine, während der Himmel die bräunliche Tönung von Schlamm angenommen hatte. Ich vergewisserte mich, daß mich niemand beobachtete, drückte den Weihrauch an meine Brust und sprach Herrn Tanakas Namen in den Wind, immer wieder, bis ich die Musik in jeder Silbe vernahm. Ich weiß, das klingt töricht – und das war es natürlich auch. Aber ich war ja nur ein kleines, verwirrtes Mädchen.

Nachdem wir das Abendessen beendet hatten und mein Vater ins Dorf gegangen war, um den anderen Fischern beim Schachspiel zuzusehen, räumten Satsu und ich schweigend die Küche auf. Ich versuchte mich an das Gefühl zu erinnern, das Herr Tanaka in mir geweckt hatte, doch in der eisigen Stille des Hauses schien es mir entglitten zu sein. Statt dessen überkam mich bei dem Gedanken an meine kranke Mutter ein bohrendes, eiskaltes Grauen. Ich ertappte mich dabei, daß ich mich fragte, wie lange es noch dauern würde, bis sie da draußen auf dem Dorffriedhof neben der anderen Familie meines Vaters begraben sein würde. Was sollte dann nur aus mir werden? Nach dem Tod meiner Mutter würde vermutlich Satsu ihren Platz einnehmen. Ich sah zu, wie meine Schwester den Eisentopf scheuerte, in dem wir unsere Suppe gekocht hatten, aber obwohl er direkt vor ihr war und sie ihn direkt anschaute, merkte ich, daß sie ihn eigentlich gar nicht wahrnahm. Sie scheuerte auch dann noch, als er schon längst sauber war. Schließlich sagte ich zu ihr:

»Ich fühle mich nicht wohl, Satsu-san.«

»Geh hinaus, das Bad heizen«, wies sie mich an und strich mit einer ihrer nassen Hände das widerspenstige Haar aus den Augen.

»Ich will aber nicht baden«, protestierte ich. »Mama wird sterben, Satsu...«

»Der Topf ist kaputt. Sieh nur!«

»Er ist nicht kaputt«, sagte ich. »Dieser Riß war schon immer da.«

»Aber wie ist dann das Wasser abgelaufen?«

»Du hast es ausgeschüttet. Ich hab's gesehen.«

Einen Moment lang sah ich, daß Satsu irgend etwas sehr stark empfand, was sich auf ihrem Gesicht als äußerste Verwirrung niederschlug – wie bei so vielen ihrer Gefühle. Aber sie sagte nichts weiter. Sie nahm wortlos den Topf vom Herd und ging zur Tür, um ihn hinauszustellen.

Um mich von meinen Sorgen abzulenken, ging ich am folgenden Morgen in dem Teich schwimmen, der von unserem Haus aus gesehen ein Stück landeinwärts in einem Kiefern-wäldchen lag. Sobald das Wetter entsprechend war, gingen die Dorf-kinder fast jeden Morgen dort baden. Auch Satsu kam zu- weilen mit; sie trug ein kratziges Badekleid, das sie sich aus alten Arbeitskleidern unseres Vaters genäht hatte. Es war kein beson- ders gutes Badekleid, denn wenn sie sich vorbeugte, hing es an der Brust durch, und sofort kreischte dann einer der Jungen: »He! Ich kann den Fujiyama sehen!« Aber sie trug es trotzdem weiter.

Gegen Mittag beschloß ich, nach Hause zu gehen, um etwas zu essen. Satsu war schon einige Zeit zuvor mit dem Sugi-Jungen weggegangen, dem Sohn von Herrn Tanakas Assistenten. Sie ver- hielt sich ihm gegenüber wie ein Hund. Wenn er irgendwo hin- ging, warf er einen Blick über die Schulter, um ihr zu bedeuten, daß sie ihm folgen sollte, was sie auch jedesmal gehorsam tat. Ich erwartete nicht, sie vor dem Abendessen wiederzusehen, doch als ich mich unserem Haus näherte, sah ich sie vor mir auf dem Pfad an einem Baum lehnen. Wenn Sie gesehen hätten, was da geschah, hätten Sie es womöglich sofort verstanden, aber ich war ja noch ein kleines Mädchen. Satsu hatte sich das Badekleid von den Schultern gezogen, und der Sugi-Junge spielte mit ihren zwei »Fujis«, wie die Jungen das damals nannten.

Seit unsere Mutter krank geworden war, hatte sich die Figur meiner Schwester gerundet, und ihre Brüste waren nicht weniger widerspenstig als ihre Haare. Was mich jedoch am meisten wund- derte, war die Tatsache, daß es gerade diese Widerspenstigkeit zu sein schien, die den Sugi-Jungen faszinierte. Er ließ sie auf seiner Hand hüpfen oder schob sie weit nach einer Seite, um zu beob- achten, wie sie zurückschwangen und sich wieder auf ihre Brust legten. Ich hätte nicht spionieren dürfen, das war mir klar, aber

ich wußte nicht, was ich sonst anfangen sollte, nachdem der Weg vor mir derart blockiert war. Dann hörte ich plötzlich hinter mir eine Männerstimme.

»Chiyo-chan, warum hockst du hier hinter dem Baum?«

Da ich ein kleines Mädchen von neun Jahren war, vom Schwimmen kam und noch keinerlei Körperformen entwickelt hatte, die ich hätte verstecken müssen, ist es wohl nicht schwer zu erraten, was ich trug. Als ich mich umdrehte – immer noch auf dem Weg hockend und meine Blöße, so gut es ging, mit beiden Armen bedeckend –, stand Herr Tanaka vor mir. Ich schämte mich fürchterlich!

»Das da drüben muß euer beschwipstes Haus sein«, sagte er. »Und der da drüben sieht aus wie der Sugi-Junge. Der ist wirklich sehr beschäftigt! Wer ist das Mädchen da bei ihm?«

»Also, äh... das könnte meine Schwester sein, Herr Tanaka. Ich warte darauf, daß die beiden weggehen.«

Herr Tanaka hob beide Hände an den Mund und rief etwas, worauf ich den Sugi-Jungen den Weg hinabrennen hörte. Meine Schwester schien ebenfalls weggelaufen zu sein, denn Herr Tanaka sagte, jetzt könne ich nach Hause gehen und mir etwas anziehen. »Wenn du deine Schwester siehst«, sagte er zu mir, »möchte ich, daß du ihr das hier gibst.«

Er reichte mir ein in Reispapier gewickeltes Päckchen von der Größe eines Fischkopfes. »Das sind chinesische Kräuter«, erklärte er mir. »Wenn Dr. Miura behauptet, sie taugen nichts – hört nicht auf ihn. Deine Schwester soll Tee davon kochen und ihn deiner Mutter geben, damit ihre Schmerzen gelindert werden. Es sind sehr kostbare Kräuter. Sieh zu, daß ihr sie nicht verschwendet.«

»Dann werde ich den Tee lieber selbst kochen, Herr Tanaka. Meine Schwester ist nicht besonders gut darin.«

»Dr. Miura hat mir erzählt, daß eure Mutter krank ist«, sagte er. »Und jetzt erzählst du mir, daß man deine Schwester nicht mal damit betrauen kann, Tee zu kochen! Wo dein Vater doch schon so alt ist, Chiyo-chan, was soll da aus dir werden? Wer sorgt denn überhaupt für dich?«

»Ich denke, ich kann schon für mich selber sorgen.«

»Ich kenne da einen gewissen Herrn. Er ist schon älter, aber als er ein Junge in deinem Alter war, starb sein Vater. Im Jahr darauf starb seine Mutter, und dann lief sein älterer Bruder nach Osaka davon und ließ ihn allein. Klingt ein bißchen nach dir, meinst du nicht auch?« fragte Herr Tanaka und sah mich an, als wollte er sagen, ich solle es ja nicht wagen, anderer Meinung zu sein.

»Also, der Name dieses Mannes ist Tanaka Ichiro«, fuhr er fort. »Jawohl, ich spreche von mir... obwohl ich damals Morihashi Ichiro hieß. Ich wurde mit zwölf Jahren von der Familie Tanaka aufgenommen. Als ich etwas älter geworden war, wurde ich mit der Tochter verheiratet und adoptiert. Jetzt helfe ich der Familie, die Fischfabrik zu leiten. So haben sich die Dinge für mich schließlich zum Guten gewendet, verstehst du? Vielleicht wird es dir ja genauso ergehen.«

Einen Moment starrte ich auf Herrn Tanakas graue Haare und auf die Falten in seiner Stirn, die so zerfurcht wie Baumrinde war. Für mich war er der klügste und weiseste Mann der Welt. Ich war überzeugt, daß er Dinge wußte, von denen ich nie etwas erfahren würde, daß er eleganter war, als ich je sein würde, und daß sein blauer Kimono kostbarer war als alles, was ich je zu tragen bekommen würde. Splitternackt hockte ich da vor ihm auf der Erde, mit zerzaustem Haar und schmutzigem Gesicht, und meine Haut roch nach dem Teichwasser.

»Ich glaube kaum, daß irgend jemand mich adoptieren würde«, sagte ich.

»Glaubst du wirklich? Du bist doch ein kluges Mädchen, nicht wahr? Euer Haus als ›beschwipstes Haus‹ zu bezeichnen! Zu sagen, der Kopf deines Vaters sehe aus wie ein Ei!«

»Aber er sieht aus wie ein Ei.«

»Das Gegenteil zu behaupten wäre auch nicht klug gewesen. Aber nun lauf, Chiyo-chan«, sagte er. »Du willst doch sicher zu Mittag essen, nicht wahr? Vielleicht ißt deine Schwester gerade Suppe, dann kannst du dich auf den Boden legen und essen, was sie verschüttet.«

Von jenem Augenblick an begann ich davon zu träumen, daß Herr Tanaka mich adoptieren werde. Manchmal vergesse ich, wie

sehr ich in dieser Zeit litt – so sehr, daß ich wohl nach jedem Strohalm gegriffen hätte, der mir ein wenig Trost versprach. Wenn mich die Sorgen plagten, kehrte ich oft in Gedanken zu einer Erinnerung an meine Mutter zurück, wie sie ausgesehen hatte, bevor sie jeden Morgen vor Schmerzen zu stöhnen begann. Als ich vier Jahre alt war, feierten wir im Dorf das *bon*-Fest, jene Zeit im Jahr, da wir die Geister der Toten bei uns willkommen heißen. Nach ein paar abendlichen Zeremonien auf dem Friedhof und Feuern vor den Haustüren, um den Geistern den Rückweg nach Hause zu weisen, versammelten wir uns am letzten Abend des Festes in unserem Shinto-Schrein, der auf den Felsen oberhalb der Bucht stand. Direkt hinter dem Tor zum Schrein lag eine Lichtung. An jenem Abend war sie mit bunten Papierlaternen geschmückt, die an Stricken zwischen den Bäumen hingen. Eine Zeitlang tanzten meine Mutter und ich mit den übrigen Dorfbewohnern zur Musik der Trommeln und einer Flöte, aber als ich dann müde wurde, wiegte sie mich am Rande der Lichtung auf ihrem Schoß. Plötzlich kam ein Windstoß die Klippen herauf, und eine der Laternen fing Feuer. Wir sahen zu, wie die Flamme den Strick durchbrannte, sachte kam die Laterne herabgeschwebt, bis der Wind sie wieder einfing und direkt auf uns zutrieb, einen Schweif aus goldenen Funken hinter sich herziehend. Meine Mutter ließ mich los, und plötzlich schlug sie mit beiden Armen auf das Feuer ein, um es zu zerteilen. Sekundenlang waren wir beide in Funken und Flammen gehüllt, doch dann trieben die Reste der brennenden Laterne zwischen den Bäumen hindurch und brannten aus, und niemand – nicht einmal meine Mutter – war zu Schaden gekommen.

Als ich nach ungefähr einer Woche – meine Phantasievorstellungen von einer Adoption hatten reichlich Zeit gehabt zu reifen – eines Nachmittags nach Hause kam, saß Herr Tanaka meinem Vater an dem kleinen Tisch in unserem Haus gegenüber. Daß sie etwas Ernsthaftes zu besprechen hatten, merkte ich, weil sie mich nicht einmal wahrnahmen, als ich durch die Haustür trat. Ich blieb stehen, um ihnen zuzuhören.

»Nun, Sakamoto, was halten Sie von meinem Vorschlag?«

»Ich weiß nicht, Herr«, sagte mein Vater. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Mädchen irgendwo anders leben sollten.«

»Ich verstehe Sie, aber es wäre viel besser für die beiden, und für Sie auch. Sie brauchen nur dafür zu sorgen, daß sie morgen nachmittag ins Dorf herunterkommen.«

Damit erhob sich Herr Tanaka, um zu gehen. Ich tat, als sei ich soeben erst eingetroffen, so daß wir uns an der Tür begegneten.

»Ich habe gerade mit deinem Vater über dich gesprochen, Chiyo-chan«, sagte er. »Ich wohne hinter dem Berg in Senzuru. Das ist ein größerer Ort als Yoroido. Ich glaube, es würde dir dort gefallen. Habt ihr nicht Lust, du und Satsu-chan, morgen dorthin zu kommen? Ihr könntet euch mein Haus ansehen und meine kleine Tochter kennenlernen. Vielleicht bleibt ihr ja sogar über Nacht. Nur eine Nacht, natürlich, dann werde ich euch wieder nach Hause zurückbringen. Was meinst du?«

Das wäre sehr schön, antwortete ich. Und gab mir die größte Mühe, so zu wirken, als wäre das kein außergewöhnlicher Vorschlag. Innerlich war mir aber, als hätte eine Explosion stattgefunden. Nur mühsam konnte ich meine zerrissenen Gedanken wieder zusammensetzen. Gewiß, einerseits hatte ich verzweifelt darauf gehofft, nach Mutters Tod von Herrn Tanaka adoptiert zu werden, andererseits hatte ich aber auch große Angst. Ich schämte mich fürchterlich, mir vorgestellt zu haben, ich könnte anderswo leben als in meinem beschwipsten Haus. Als Herr Tanaka gegangen war, versuchte ich mich in der Küche zu beschäftigen, kam mir aber fast vor wie Satsu, denn ich konnte die Dinge vor mir kaum erkennen. Ich weiß nicht, wieviel Zeit verging. Schließlich hörte ich von meinem Vater ein schniefendes Geräusch, das ich für Weinen hielt, woraufhin mir das ganze Gesicht vor Scham brannte. Als ich mich schließlich zwang, zu ihm hinüberzublicken, sah ich, daß er die Arme schon wieder tief in seinen Fischernetzen vergraben hatte, dabei jedoch an der Tür stand und ins Hinterzimmer hinüberstarrte, wo meine Mutter in der prallen Sonne unter einem dünnen Laken lag, das an ihr klebte wie eine zweite Haut.



Am folgenden Tag scheuerte ich mir zur Vorbereitung auf das Treffen mit Herrn Tanaka im Dorf gründlich die schmutzigen Beine und blieb eine Weile in unserem Badezuber liegen, der früher einmal der Kessel einer alten Dampfmaschine gewesen war, die jemand in unserem Dorf zurückgelassen hatte. Der obere Teil war abgesägt und das Innere mit Holz ausgekleidet worden. Ziemlich lange saß ich da, blickte aufs Meer hinaus und fühlte mich sehr selbständig, denn zum erstenmal in meinem Leben sollte ich etwas von der Welt außerhalb unseres Dorfes sehen.

Als wir, Satsu und ich, vor der Fischfabrik ankamen, beobachteten wir, wie die Fischer an der Pier ihren Fang ausluden. Auch mein Vater gehörte dazu. Mit seinen knochigen Händen packte er die Fische und warf sie in die Körbe. Einmal sah er zu mir und Satsu herüber und trocknete sich mit dem Hemdsärmel das Gesicht. Irgendwie wirkten seine Züge schwerer als sonst. Die vollen Körbe wurden von den Männern zu Herrn Tanakas Pferdefuhrwerk getragen und auf der Ladefläche verstaут. Um besser zusehen zu können, kletterte ich auf das Rad. Die meisten Fische starrten mich mit glasigen Augen an, hin und wieder jedoch bewegte einer den Mund, und das sah für mich aus wie ein stummer Schrei. Ich versuchte sie zu trösten, indem ich sagte:

»Ihr werdet jetzt nach Senzuru gebracht, ihr kleinen Fischlein! Alles wird gut werden.«

In meinen Augen hätte es ihnen wenig genutzt, wenn ich ihnen die Wahrheit gesagt hätte.

Schließlich kam Herr Tanaka auf die Straße heraus und wies Satsu und mich an, zu ihm auf den Kutschbock zu steigen. Ich saß in der Mitte, nahe genug, um den Stoff von Herrn Tanakas Kimono an meiner Hand zu spüren. Unwillkürlich errötete ich dabei. Satsu sah mich an, schien aber nichts zu merken, denn sie trug ihren gewohnten verwirrten Ausdruck zur Schau.

Den größten Teil der Fahrt verbrachte ich damit, mich zu den Fischen umzudrehen, die in ihren Körben zappelten. Als wir Yoroido verließen und den Bergkamm erklommen, fuhr ein Rad über einen Stein, und der Wagen neigte sich plötzlich zur Seite. Einer der Seebarsche wurde aus dem Korb geschleudert und schlug so hart auf dem Boden auf, daß er wieder zum Leben er-

weckt wurde. Mit anzusehen, wie er herumzappelte und nach Luft schnappte, war mehr, als ich ertragen konnte. Schnell drehte ich mich wieder um. Ich hatte Tränen in den Augen, und obwohl ich sie vor Herrn Tanaka verbergen wollte, hatte er sie sofort entdeckt. Nachdem er den Fisch aufgehoben hatte und wir weiterfuhren, fragte er mich, was denn los sei.

»Der arme Fisch!« sagte ich.

»Du bist genau wie meine Frau. Die meisten sind tot, wenn sie sie zu Gesicht bekommt, aber wenn sie einen Krebs kochen muß oder etwas anderes, das noch lebt, kriegt sie nasse Augen und singt ihnen was vor.«

Dann lehrte mich Herr Tanaka ein kleines Lied – eigentlich fast eine Art Gebet –, das vermutlich seine Frau erfunden hatte. Sie sang es den Krebsen vor, wir aber änderten den Text für die Fische ab:

*Suzuki yo suzuki!  
Jobutsu shite kure!*

Kleiner Barsch, ach, kleiner Barsch!  
Freu dich auf dein Dasein als Buddha!

Dann lehrte er mich noch ein anderes Lied, ein Wiegenlied, das ich noch nie gehört hatte. Wir sangen es für eine Flunder, die auf der Ladefläche ganz für sich in einem flachen Korb lag und deren Knopfaugen hin und her huschten.

*Nemure yo, ii karei yo!  
Niwa ya makiba ni  
Tori mo hitsuji mo  
Minna nemureba  
Hoshi wa mado kara  
Gin no hikari o  
Sosogu, kono yoru!*

Schlaf ein, du liebe Flunder!  
Wenn alle schlafen –

Selbst Vögel und Schafe  
In den Gärten und Feldern –  
Werden die Sterne heute abend  
Ihr goldenes Licht  
Aus den Fenstern verströmen.

Als wir kurz darauf den Hügelkamm erreichten, war unter uns Senzuru zu sehen. Es war ein trüber Tag, alles war in verschiedene Grautöne gehüllt. Es war mein erster Eindruck von der Welt außerhalb Yoroidos, und ich dachte mir, daß ich nicht viel verpaßt hätte. Ich sah die Strohdächer des Dorfes rings um eine schmale Bucht, umgeben von langweiligen Hügeln, und dahinter das metallgraue, von weißen Schaumfetzen gekrönte Meer. Landeinwärts hätte die Landschaft attraktiv sein können, wären nicht die Eisenbahnschienen gewesen, die sie durchschnitten wie eine Narbe.

Senzuru war vor allem ein schmutziger, übelriechender Ort. Selbst das Meer verbreitete einen unangenehmen Geruch, als hätten alle Fische darin zu faulen begonnen. Rings um die Holzbeine der Pier wiegten sich Gemüsereste wie die Quallen in unserer kleinen Bucht. Die Boote waren so ramponiert, daß sie aussahen, als hätten sie miteinander gekämpft.

Satsu und ich saßen sehr lange auf der Pier, bis Herr Tanaka uns schließlich in die Zentrale der Fischfabrik holte und einen langen Gang entlangführte. Der Gang hätte nicht stärker nach Fischinnereien stinken können, wenn wir uns wirklich in einem Fisch befunden hätten. Aber am anderen Ende lag zu meiner Überraschung ein Büro, das für meine neunjährigen Augen wunderschön aussah. Satsu und ich standen an der Tür barfuß auf einem glitschigen Steinfußboden. Unmittelbar vor uns führte eine Stufe zu einer mit Tatami-Matten bedeckten Plattform hinauf. Vielleicht war es dies, was mich so stark beeindruckte: Der erhöhte Fußboden ließ alles viel großartiger erscheinen. Wie dem auch sei, ich hielt es für den schönsten Raum, den ich jemals gesehen hatte – obwohl ich natürlich heute lachen muß, wenn ich daran denke, daß das Büro eines Fischgroßhändlers in einem winzigen Dorf am Japanischen Meer einen so großen Eindruck auf mich machen konnte!

Auf der Plattform saß auf einem Kissen eine alte Frau, die sich erhob, als sie uns sah, und an den Plattformrand kam, um sich dort auf die Knie niederzulassen. Sie war sehr alt und blickte mürrisch drein, und ich glaube, ich hatte noch nie einen Menschen gesehen, der soviel herumzappelte wie sie. Wenn sie nicht ihren Kimono glättete, wischte sie sich etwas aus dem Augenwinkel oder kratzte sich die Nase, wobei sie ständig seufzte, als täte es ihr sehr leid, soviel herumzappeln zu müssen.

»Das ist Chiyo-chan«, sagte Herr Tanaka zu ihr, »und ihre ältere Schwester Satsu-san.«

Ich verneigte mich ein wenig, was die Zappelfrau mit einem Nicken quittierte. Dann stieß sie den tiefsten Seufzer aus, den ich bis dahin gehört hatte, und begann mit einer Hand an einer schorfigen Stelle an ihrem Hals zu zupfen. Ich hätte gern den Blick abgewandt, doch ihr Blick hielt den meinen fest.

»Du bist also Satsu-san, oder?« sagte sie. Dabei hatte sie aber immer noch mich im Auge.

»Ich bin Satsu«, sagte meine Schwester.

»Wann bist du geboren?«

Da Satsu nicht recht zu wissen schien, welche von uns die Zappelfrau meinte, antwortete ich an ihrer Statt. »Sie ist im Jahr der Kuh geboren«, erklärte ich.

Die Alte streckte die Hand aus und tätschelte mich. Aber das tat sie auf eine sehr merkwürdige Art, indem sie mir ihre Finger mehrmals kräftig ins Kinn stieß. Daß dies als Tätscheln gedacht war, erkannte ich daran, daß sie ein freundliches Gesicht machte.

»Die hier ist ziemlich hübsch, was? Und diese auffallenden Augen! Außerdem merkt man, daß sie klug ist. Sieh dir nur ihre Stirn an.« Dann wandte sie sich wieder meiner Schwester zu und sagte: »Nun denn. Das Jahr der Kuh, fünfzehn Jahre alt, Planet Venus, sechs, weiß. Hmm... Komm ein bißchen näher.«

Satsu gehorchte. Die Zappelfrau begann ihr Gesicht zu untersuchen – nicht nur mit den Blicken, sondern mit den Fingerspitzen. Sie brauchte lange, um Satsus Nase und ihre Ohren aus verschiedenen Blickwinkeln zu inspizieren. Ein paarmal kniff sie sie in die Ohrläppchen, dann stieß sie zum Zeichen, daß sie mit Satsu fertig war, ein Knurren aus und wandte sich mir zu.

»Du bist im Jahr des Affen geboren. Das sehe ich auf den ersten Blick! Du hast ungeheuer viel Wasser in dir! Acht, weiß, Planet Saturn. Und du bist ein überaus anziehendes Mädchen. Komm näher.«

Jetzt unterzog sie mich der gleichen Prozedur wie Satsu, kniff mich in die Ohren und so weiter. Ich mußte daran denken, daß sie mit denselben Fingern die schuppige Stelle an ihrem Hals gekratzt hatte. Kurz darauf erhob sie sich und stieg zu uns auf den Steinboden herab. Es dauerte eine Weile, bis sie ihre verkrüppelten Füße in die Strohsandalen gesteckt hatte, aber schließlich warf sie Herrn Tanaka einen Blick zu, den er sofort zu verstehen schien, denn er ging hinaus und zog die Tür hinter sich ins Schloß.

Die Zappelfrau löste das Bauernhemd, das Satsu trug, und zog es ihr aus. Eine Zeitlang schob sie Satsus Busen hin und her und begutachtete ihren Rücken. Ich stand so unter Schock, daß ich es kaum über mich brachte, ihr zuzusehen. Natürlich hatte ich Satsu schon nackt gesehen, aber die Art, wie die Zappelfrau mit ihrem Körper umging, wirkte noch unanständiger auf mich als die Sache mit dem Sugi-Jungen, für den Satsu ihr Badekleid abgestreift hatte. Als hätte sie nicht schon genug angerichtet, zerrte die Zappelfrau nun Satsus Schlüpfers bis zum Boden hinunter, musterte sie von oben bis unten und drehte sie wieder nach vorn.

»Steig aus dem Schlüpfers!« befahl sie.

Satsus Miene war verwirrter, als ich es bei ihr seit langem erlebt hatte, aber sie stieg aus ihrem Schlüpfers und ließ ihn auf dem glitschigen Steinboden liegen. Die Zappelfrau packte sie bei den Schultern und drückte sie nieder, bis sie auf der Plattform saß. Satsu war splitternackt. Bestimmt begriff sie ebensowenig wie ich, weshalb sie da saß. Aber die Zappelfrau ließ ihr keine Zeit, darüber nachzudenken, denn schon hatte sie die Hände auf Satsus Knie gelegt, um sie ganz weit zu spreizen. Von da an konnte ich nicht mehr zusehen. Ich glaube, Satsu muß sich gewehrt haben, denn die Zappelfrau stieß einen Ruf aus, und im selben Moment hörte ich ein lautes Klatschen. Die Zappelfrau hatte Satsu auf den Schenkel geschlagen, wie ich später an dem roten Abdruck dort erkannte. Gleich darauf war die Zappelfrau fertig und befahl Satsu, sich wieder anzuziehen. Während sie in ihre

Kleider schlüpfte, hörte ich Satsu schniefen. Möglicherweise weinte sie, aber ich wagte nicht sie anzusehen.

Nun kam die Zappelfrau direkt zu mir. Im Handumdrehen hing mir der Schlüpfer um die Knie, und mein Hemd lag, genau wie zuvor Satsus, auf dem Boden. Ich hatte keinen Busen, an dem die Alte herumfingern konnte, aber sie spähte mir, genau wie bei meiner Schwester, unter die Arme und drehte mich herum, bevor sie mich auf die Plattform setzte und mir den Schlüpfer ganz herunterzog. Ich hatte furchtbare Angst vor dem, was sie mir antun würde, weswegen sie mich, als sie meine Schenkel spreizen wollte, ebenso aufs Bein schlagen mußte wie Satsu. Vor lauter Anstrengung, die Tränen zurückzuhalten, begann meine Kehle zu brennen. Sie schob mir einen Finger zwischen die Beine, und dann fühlte es sich so an, als zwickte sie mich, und das tat so weh, daß ich schrie. Als sie mich anwies, mich wieder anzuziehen, kam ich mir vor wie ein Damm, der einen ganzen Fluß zurückhalten soll. Aber ich fürchtete, wenn Satsu oder ich zu heulen begannen wie kleine Kinder, würden wir in Herrn Tanakas Augen möglicherweise schlecht abschneiden.

»Die Mädchen sind gesund«, sagte sie zu Herrn Tanaka, als er zurückkam, »und sehr geeignet. Beide sind noch intakt. Die Ältere hat viel zuviel Holz, aber die Jüngere hat eine Menge Wasser. Hübsch ist sie auch, finden Sie nicht? Die ältere Schwester wirkt neben ihr wie ein Bauerntempel.«

»Ich finde, daß sie beide auf ihre Art anziehend sind«, erwiderte er. »Warum unterhalten wir uns nicht eine Weile darüber, während ich Sie hinausbegleite? Die Mädchen werden hier auf mich warten.«

Als Herr Tanaka die Tür hinter sich geschlossen hatte, drehte ich mich zu Satsu um, die auf der Kante der Plattform saß und den Blick zur Decke richtete. Aufgrund ihrer Gesichtsform hatten sich die Tränen oberhalb ihrer Nasenflügel gesammelt. Als ich sie so traurig sah, brach ich ebenfalls in Tränen aus. Ich fühlte mich schuldig an dem, was geschehen war, und wischte ihr die Tränen mit einem Zipfel meines Bauernhemdes ab.

»Wer war diese gräßliche Frau?« fragte sie mich.

»Das muß eine Wahrsagerin sein. Vermutlich will Herr Tanaka soviel wie möglich über uns in Erfahrung bringen...«

»Und warum hat sie uns auf diese furchtbare Art angeschaut?«

»Aber begreifst du denn nicht, Satsu-san?« antwortete ich.

»Herr Tanaka will uns adoptieren.«

Als sie das hörte, begann Satsu zu zwinkern, als wäre ihr ein Tierchen ins Auge geraten. »Was redest du da?« sagte sie. »Herr Tanaka kann uns nicht adoptieren.«

»Vater ist so alt... Und nun, da unsere Mutter krank ist, macht sich Herr Tanaka, glaube ich, Sorgen um unsere Zukunft. Weil es keinen gibt, der sich um uns kümmern könnte.«

Als Satsu das hörte, regte sie sich so sehr auf, daß sie aufsprang. Sofort begann sie zu schielen, und ich sah, wie sehr sie sich anstrengte, an dem Glauben festzuhalten, daß nichts uns aus unserem beschwipsten Haus fortzuholen vermochte. Sie preßte die Dinge, die ich ihr sagte, genauso aus sich heraus, wie man Wasser aus einem Schwamm preßt. Allmählich begannen ihre Züge sich zu entspannen, und sie setzte sich wieder auf die Plattform. Kurz darauf blickte sie im Zimmer umher, als hätten wir dieses Gespräch niemals geführt.

Herrn Tanakas Haus lag am Ende eines Feldwegs unmittelbar außerhalb der Ortschaft. Die Kiefern, die es umstanden, dufteten so würzig wie das Meer auf den Klippen bei unserem Haus, und als ich ans Meer dachte und daran, daß ich einen Duft gegen den anderen eintauschen würde, empfand ich eine schreckliche Leere, von der ich mich mühsam losreißen mußte, wie man wohl vom Rand einer Klippe zurücktritt, nachdem man hinuntergesehen hat. Das Haus war großartiger als alles, was ich in Yoroido gesehen hatte. Der Dachvorsprung war so riesig wie der unseres Dorfschreins. Als Herr Tanaka den Vorraum seines Hauses betrat, ließ er die Schuhe einfach dort stehen, wo er sie ausgezogen hatte, denn eine Dienerin kam herbeigeeilt und stellte sie für ihn in ein Regal. Satsu und ich trugen keine Schuhe, die wir hätten wegräumen können. Gerade als ich ins Haus gehen wollte, spürte ich einen leichten Klaps, dann fiel ein Kiefernzapfen auf den Holzboden zwischen meine Füße. Als ich herumfuhr, sah ich ein kleines Mädchen in meinem Alter, das auf einen Baum zueilte, um sich dahinter zu verstecken. Sie war nur wenig kleiner als ich und

hatte sehr kurz geschnittenes Haar. Sie lächelte mir zu, wobei sie eine dreieckige Zahnlücke zeigte. Dann lief sie davon und spähte über ihre Schulter, um sich zu vergewissern, daß ich ihr folgte. Es mag seltsam klingen, aber ich hatte noch nie ein anderes kleines Mädchen kennengelernt. Natürlich kannte ich die Mädchen aus meinem Dorf, aber wir waren zusammen aufgewachsen und hatten nie so etwas wie »Kennenlernen« erlebt. Komako dagegen – so hieß Herrn Tanakas Töchterchen – war vom ersten Augenblick an so freundlich, daß ich dachte, es könnte vielleicht doch nicht so schwer sein, von einer Welt in die andere hinüberzuwechseln.

Komakos Kleider waren weitaus feiner als meine, und sie trug Zoris, da ich jedoch ein Dorfmädchen war, lief ich ihr barfuß in das Wäldchen nach. Bei einer Art Spielhaus aus den abgesägten Ästen eines abgestorbenen Baumes holte ich sie ein. Mit ausgelegten Steinen und Kiefernzapfen hatte sie verschiedene Räume markiert. In dem einen tat sie, als serviere sie mir Tee aus einer angeschlagenen Tasse, in einem anderen wechselten wir uns beim Stillen ihrer Babypuppe ab, eines kleinen Jungen namens Taro, der eigentlich nichts weiter war als ein mit Erde gefülltes Leinwandsäckchen. Taro liebe Fremde, behauptete Komako, habe aber große Angst vor Regenwürmern – genau wie zufälligerweise Komako auch. Als wir einen fanden, sorgte Komako dafür, daß ich ihn mit den Fingern hinaustrug, bevor der arme Taro in Tränen ausbrechen konnte.

Ich war entzückt von der Aussicht, Komako zur Schwester zu bekommen. Ja, die majestätischen Bäume und der Kiefernduft – und sogar Herr Tanaka – begannen mir dagegen unwichtig zu erscheinen. Der Unterschied zwischen dem Leben hier im Haus der Tanakas und dem Leben in Yoroido war so groß wie der Unterschied zwischen dem Duft einer kochenden Speise und einem ganzen Mundvoll dieser Köstlichkeit.

Als es dunkel wurde, wuschen wir uns am Brunnen Hände und Füße und gingen hinein, um unsere Plätze auf dem Boden an einem quadratischen Tisch einzunehmen. Verblüfft sah ich, wie der Dampf unserer Mahlzeit bis in die Dachbalken aufstieg, und staunte über die elektrischen Lampen, die über unseren Köpfen hingen und strahlend helles Licht verbreiteten. So etwas hatte ich